

Philosophie im Dienst der Wissenschaften

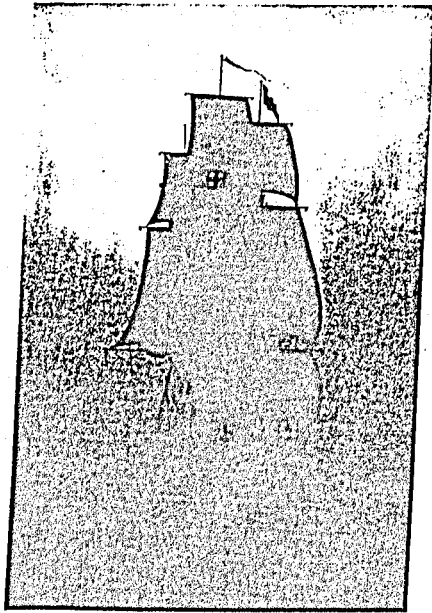
Seit ihrer Emanzipation von der Philosophie haben die Erfahrungswissenschaften als Trägerinnen des neuzeitlichen Bewusstseins auf beispiellose Weise die Zivilisationen moderner Gesellschaften geprägt. Die Institutionalisierung einer unabhängigen Forschung an den Universitäten bildete hierfür die Voraussetzung. Der gesellschaftliche Erfolg der Wissenschaften als maßgebliche Autorität gründet vor allem in den technisch-technologischen Errungenschaften, die aus den Resultaten der

Forschung gewonnen werden. Gegenüber dieser Erfolgsstory nimmt sich die Stellung der Philosophie im Spektrum der Wissenschaften recht bescheiden aus. Der Neopositivist Otto Neurath hat die Philosophie einmal mit einem Schiff verglichen, das auf offener See auf riskante Weise umgebaut wird. Die Wissenschaften dagegen sind im geschützten Hafen bewährter Forschungstraditionen und gesellschaftlicher Anerkennung vor Anker gegangen. Kann die Philosophie den modernen Menschen, die an dem durch die Wissenschaft vertretenen Fortschritt der Erkenntnis interessiert sind, überhaupt noch einen Dienst erweisen? Wird sie nicht zunehmend entbehrlich? Erschöpft sich ihre Rolle als Legitimationsstifterin in Ethikkommissionen?

Obwohl sich die Wissenschaftswelt im 20. Jahrhundert in ein dicht geknüpftes Netz von Einzelwissenschaften beziehungsweise Fachdisziplinen verzweigt, besteht ihre Gemeinsamkeit mit der Philosophie nach wie vor

im Streben nach der Wahrheit. Dieses Ziel wurde zum ersten Mal in der Antike formuliert. Die Philosophie ist dort im Zuge der Demokratisierung der attischen Polis entstanden als Ausdruck des Selbstbewusstseins der freien Bürger, sich an Einsichten zu orientieren, die in öffentlichen Unterredungen über Themen des Allgemeinwohls gewonnen wurden. Während die Sophisten als gebildete und raffinierte Experten auftraten, Lehrmeinungen dozierten und interessengebundene Positionen propagierten, fragte Sokrates – sein Schüler Platon hat ihn als den Prototypen eines Philosophen geschildert – nach der für jeden Menschen gültigen und für jeden, der wissen will, einschbaren Wahrheit.

Diese Idee der Wahrheit und die damit implizierte Unterscheidung zwischen »Wissen« und bloßem »Für-wahr-Halten« begründet den gemeinsamen Ursprung von Philosophie und Wissenschaft bis zum heutigen Tag. Weder das tradierte Alltagswissen noch die täuschungsanfälligen Meinungen können, so die griechische Philosophie, das Verlangen des Menschen



Philosophen sind wie Schiffer, »die ihr Schiff auf offener See umbauen müssen, ohne es jemals in einem Dock zerlegen und aus festen Bestandteilen neu errichten zu können.« Für Otto Neurath kann die philosophische Frage nach den Grundlagen des Wissens von keinem gesicherten Fundament ausgehen (Caspar David Friedrich, »Segelschiff im Nebel«, um 1815; Chemnitz, Städtische Kunstsammlungen).

Philosophie als Lebensform und Weltweisheit

Die Antike sah in der Philosophie die erste Wissenschaft. In der Neuzeit wurde ihr Anliegen, durch Erkenntnis und Verständnis auf die Lebensgestaltung des Menschen Einfluss zu nehmen, häufig belächelt. Die Frage nach dem Sinn des Lebens, die sich wohl die meisten Menschen stellen, führt aber immer wieder zur philosophischen Beschäftigung. Die vorbehaltlose Suche nach Antworten und das Handeln aufgrund der gewonnenen Einsichten trägt dazu bei, philosophische Lebensformen zu praktizieren und »Weltweisheit« zu erlangen.

In der Antike entsprachen dem Bild der Philosophen sowohl der Typus des genügsamen Philosophen wie Sokrates oder Diogenes (rechts; 1. Jh. v. Chr.; New York, Metropolitan Museum of Art) wie auch der »berufenen« Lehrer in der platonischen Akademie.

Während die Philosophen in Athen sich schon vom homerischen Götterhimmel verabschiedet hatten, symbolisiert die Göttin Athene für die Nachwelt zugleich die Philosophie selbst wie den Ort ihres Entstehens (links; um 500/480 v. Chr.; München, Glyptothek).



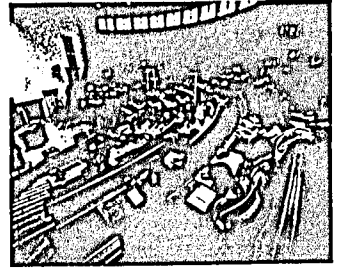
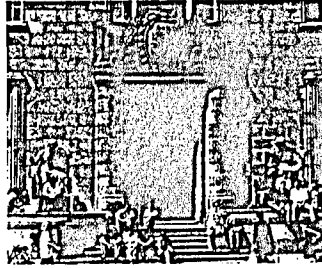
nach Erkenntnis über sich selbst stillen, über die Welt, in der er lebt, und über die in seinem kurzen Leben erstrebenswerten Ziele. Das Bild des nach Wissen und Wahrheit suchenden Menschen – ein sowohl für die Philosophie als auch für die Wissenschaften maßgebliches Leitmotiv – prägt die Kulturgeschichte des Abendlandes bis zum heutigen Tag. Daraus erwächst der Philosophie die Aufgabe, die Erinnerung an diese Tradition wach zu halten – als eine wesentliche Facette des Selbstverständnisses des Menschen, an die nicht zuletzt auch die demokratischen Einrichtungen der Gesellschaft und des Staates geknüpft sind. Gerade die Erfahrungswissenschaften an den Universitäten profitieren heute davon in besonderem Maß.

Die neuzeitliche Emanzipation der Wissenschaft von der Metaphysik hat jedoch philosophische Voraussetzungen. Descartes entwarf dazu ein Programm, in dem er der Philosophie empfiehlt, »more geometrico«, aus unstrittigen obersten Prinzipien des Denkens weitere Erkenntnisse abzuleiten. Ähnlich lautete auch Kants Ansinnen in der »Kritik der reinen Vernunft«, dass die Philosophie wie die Mathematik und die Naturwissenschaften endlich durch methodisch-konstruktives Vorgehen zum Erkenntnisfortschritt beitragen und damit zu objektivem Wissen gelangen solle. Beide Autoren lassen allerdings keinen Zweifel daran, dass die Bestimmung der Geltung, nämlich die Frage nach dem Wahrheitsgehalt des Wissens (die »quaestio iuris« im Unterschied zur »quaestio facti«) nicht von den Einzelwissenschaften, sondern nur philosophisch zu be-

Die Aktualität Platons

In seinem berühmten Höhlengleichnis vergleicht Platon das menschliche Schicksal mit Gefangenen in einer Höhle, die auf ihre Schatten blicken. Wenn sie die Höhle einmal in Freiheit verlassen und unmittelbar durch das Licht der Sonne geblendet werden, verschwimmen alle Wahrnehmungen. Kehren sie aber zurück, so erkennen sie die Schatten als Abbilder ihrer selbst und ihrer Welt. Das Licht der Sonne symbolisiert in diesem Gleichnis die Vernunft. Noch heute werden lichtbezogene Metaphern wie Aufklärung, Klarheit, Einsicht verwandt, um die an die Philosophie und Wissenschaften gerichteten Erwartungen auszudrücken. Kein Wunder, dass der Philosoph und Mathematiker Alfred North Whitehead, der zusammen mit Bertrand Russell die »Principia mathematica« (1910–13) verfasste, die gesamte abendländische Philosophie als Fußnoten zu Platon interpretierte.

Edmund Husserls Anspruch, Philosophie als »strenge Wissenschaft« zu begründen, machte die Universität Freiburg im Breisgau, wo er seit 1916 lehrte, zu einem wichtigen Zentrum der phänomenologischen Forschung (Blick auf das Hauptportal des 1897 errichteten Kollegengebäudes).

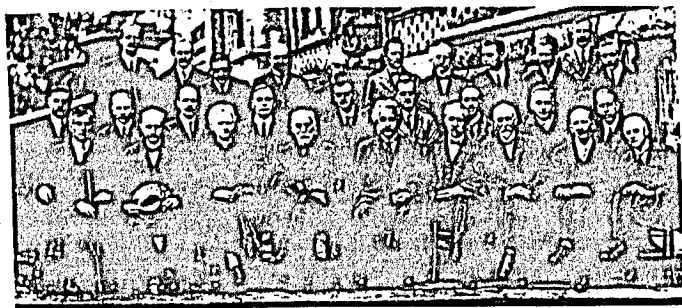


wissenschaftlicher Seite um einer gesteigerten Verwissenschaftlichung willen betrieben wird, führt gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu einer Preisgabe interessanter Problemstellungen und zu einem gesellschaftlichen Bedeutungsverlust dieser Disziplin. Hinzu kommt eine reduktionistische und deterministische Deutung der untersuchten Phänomene, die die Kritik der Philosophie hervorruft.

Ein weiteres Beispiel für wichtige Impulse der Wissenschaften im 20. Jahrhundert durch die Philosophie ist die phänomenologische Forschungstradition, die mit dem Namen Edmund Husserl verbunden ist. Husserl hat den Anspruch gestellt, die Philosophie als »strenge Wissenschaft« (neu) zu begründen. Sein Programm zielte auf die Analyse der objektivitätsbegründenden ideellen Grundlagen von Wissenschaft und Alltagserfahrung. Eine Theorie der Bewusstseins- und Lebensweltvoraussetzungen jeder Erfahrung sollte zugleich einen Beitrag leisten, die von ihm diagnostizierte »Krisis der europäischen Wissenschaften« auch im Interesse der Wissenschaften selbst zu überwinden. Besonders einflussreich hat sich das phänomenologische Forschungsprogramm für die Deskription und Theorie soziokultureller Identitäten – ihrer Symbolsysteme und Verhaltensmuster – erwiesen, mit denen sich unterschiedliche Wissenschaften wie die Ethnologie, die Anthropologie und die Sozialwissenschaften befassen.

Der Prozess der Ausdifferenzierung der Wissenschaften wird begleitet von heftigen, vor allem von Philosophen geführten wissenschaftstheoretischen Kontroversen über das Wesen der Wissenschaften mit dem Ziel der Rekonstruktion, der Steuerung und der Kontrolle des faktischen Forschungsprozesses. Ein zentrales Anliegen ist die Diskussion über Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Natur- und Geisteswissenschaften. Das Projekt des logischen Empirismus und des kritischen Rationalismus, eine alle Einzeldisziplinen umfassende einheitliche, vorwiegend den Bedürfnissen der Naturwissenschaften entsprechende Methodologie und Wissenschaftssprache, ist auf die Kritik der Hermeneutik gestoßen, die untrennbar mit dem Namen Hans-Georg Gadamer verbunden ist. Als philosophische Methodenlehre plädiert sie für die Analyse von »Sinn und Bedeutung« als genuinen Gegenständen der Geistes- und Kulturwissenschaften. Diese Debatten, die immer wieder aufbrechen, da auch das Selbstverständnis der

Das persönliche, zum Nachdenken anregende Gespräch gilt seit Sokrates als angemessene Form des Philosophierens. In der platonischen Akademie aber wurde Philosophie auch schon gelehrt. Heute – im Zeitalter der Kommunikations- und Sprachphilosophien – ist Philosophie oft eine sehr trockene Angelegenheit von Lehrveranstaltungen, in denen vor allem monologisiert wird.



Der Einfluss der Physik auf die Philosophie war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immens. Über die philosophischen Konsequenzen von Relativitätstheorie und Quantenphysik haben auch Physiker viel spekuliert. Die bedeutendsten Physiker trafen sich im Oktober 1927 zu einem Kongress in Brüssel.

Wissenschaften sich wandelt und neue Wissenschaften entstehen, haben jedoch eine Reihe systematischer Begriffe zum Verständnis der wissenschaftlichen Forschung hervorgebracht, die zum Alltagswissen eines jeden Forschers gehören – so beispielsweise die Unterscheidung zwischen den nach spezifischen Regeln konstruierten Kontexten der Entstehung, der Geltung und der Verwendung des wissenschaftlichen Wissens.

Der Wissenschaftstheoretiker und -historiker Thomas S. Kuhn hat in seinen berühmten Studien zur Geschichte der Physik beschrieben, dass das Alltagsgeschäft des Wissenschaftsbetriebs darin besteht, Erfolg und Bestätigung für Hypothesen zu erreichen. Nur in Krisenzeiten, in denen unüberwindbare Widersprüche auftreten und es zur Revolution des Forschungsansatzes kommt, fragen die Mitglieder der jeweiligen Forschergemeinschaft nach den forschungsleitenden Grundlagen, dem »Paradigma«. Mit diesem Begriff des Paradigmas hat Kuhn deutlich gemacht, dass die Grundlagen der Wissenschaften philosophischer Natur sind; denn darin sind metaphysische Annahmen über die Struktur des Seins und des Denkens, der Beziehung von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt enthalten, die den erfahrungswissenschaftlichen Bezug transzendieren.

Gerade in Hinblick darauf, dass die Wissenschaften einem hohen gesellschaftlichen Erwartungsdruck ausgesetzt sind und ihr Augenmerk zunehmend der technisch-praktischen Wissensproduktion gilt, ist es Aufgabe der Philosophie, die Grundlagen der Einzelwissenschaften und der damit verknüpften Forschungsorientierungen zu reflektieren. In Anbetracht der raschen Evolution wissenschaftlichen Wissens, des Entstehens neuer und des Verdrängens traditioneller Wissenschaften sind erhebliche Anstrengungen erforderlich. Des Weiteren ist es das Anliegen der Philosophie, die Ergebnisse der Einzelwissenschaften in einen Gesamtzusammenhang der menschlichen Existenz zu stellen. Eine solche Deutung ist für die Entwicklung der Wissenschaften dringend erforderlich, wenn das von ihnen geschaffene technisch-technologische Potenzial zum Wohl und nicht zum Schaden der Menschheit eingesetzt werden soll.

In seiner Rechtsphilosophie schreibt Hegel, seine Philosophie fasse ihre Zeit in Gedanken. Hintergrund war die Stellung der Philosophie an der

nach Entwürfen von Humboldt gegründeten modernen Universität in Berlin, einer Institution der Aufklärung und des Selbst- und Freiheitsbewusstseins des damaligen Bürgertums. Die Zeiten haben sich seitdem geändert. Auf welcher Grundlage sind im 20. Jahrhundert, dem Zeitalter der Globalisierung, die für die Herstellung und Erhaltung von Frieden und Freiheit so dringend benötigten Dialoge zwischen Menschen unterschiedlicher Nationen, Kulturen, Ethnien und Religionen möglich? Der Philosophie, die im Streben nach Wahrheit im Prinzip frei von jeglicher vorgegebenen Autorität und furchtlos vor dem Tod entstanden ist, erwächst hier eine bedeutende Aufgabe, die sie weise, in produktiver Spannung mit ihrer wissenschaftlichen Existenz, erfüllen kann.

C.B.

Radikale Fortschrittskritik – Postmoderne Philosophien der Differenz

Als am Ende des Zweiten Weltkrieges Europa den Anblick eines Trümmerfeldes bot, mit dem eine selbstzerstörerische Zivilisation ihren Tiefpunkt erreicht zu haben schien, wurde Paris zum Ort, von dem jahrzehntelang die stärksten produktiven Anstöße auf dem Gebiet der Philosophie ausgingen. Die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte standen im Zeichen existenzieller Varianten des Marxismus, geprägt durch Phänomenologie und Existenzialontologie, durch hegelsche Dialektik, marxische Entfremdungstheorie und freudsche Psychoanalyse. Nach dieser Erneuerung emanzipatorischer Hoffnungen fiel auch die Verarbeitung enttäuschender Erfahrungen in Frankreich intensiver aus als in anderen Ländern. Was die in die USA emigrierten deutschen Gesellschaftstheoretiker Max Horkheimer und Theodor W. Adorno während der letzten Jahre des Zweiten Weltkrieges in der »Dialektik der Aufklärung« begonnen hatten – die Diagnose einer Realität, in der sich kein Funke von Vernunft, kein Potenzial für die allgemeine Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mehr erkennen ließ –, fand in gewisser Weise seit den Sechzigerjahren eine Fortsetzung bei einem breiten Spektrum französischer Philosophen und Soziologen, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller.

Inspiriert dabei Friedrich Nietzsche und die ästhetische Moderne. Das Animierende an ihnen ist ein spielerischer, experimentierender Umgang mit den Phänomenen. Gerade für das, was von einem einerseits leistungs- und nutzenorientierten, andererseits auf Unterhaltung und Erbauung bedachten Bürgertum verleugnet oder verpönt wurde, entwickelte die avancierte Kunst der Moderne einen offenen Sinn. Wie sie vertreten die Philosophien der Differenz ein Denken, das für möglichst vielfältige Einflüsse offen und seinerseits viel-

1924 in Versailles geboren, gehörte Jean-François Lyotard in den Sechziger- und Siebzigerjahren zu den Linkseliteuellen um die Zeitschrift »Socialisme ou Barbarie«. Nach einer Phase krisenhafter Selbstreflexion leitete ihn die Frage: »Was machen wir, wenn wir keinen Horizont der Emanzipation haben, wo bieten wir Widerstand?«



KUNST UND KULTUR · BAND 6

Auf dem Weg zur
»Weltkultur«

Das zwanzigste Jahrhundert

Herausgegeben von der Brockhaus-Redaktion



F. A. BROCKHAUS
Leipzig · Mannheim